



Liebe Mutter,  
Ich weiß genau, dass ich dich mag  
und nicht nur heut am Muttertag.  
Denn täglich kommt mir in den Sinn,  
dass ich mit dir so glücklich bin.  
Du magst mich auch und nimmst mich so,  
grad wie ich bin, das macht mich froh!

(Autor unbekannt)

Liebe Gemeinde,  
heute feiern wir Muttertag. Ich geh mal davon aus, dass die Kinder im Kindergottesdienst etwas basteln, das sie Ihren Mütter schenken können. Viele gehen heute Essen – an diesem Tag bleibt die Küche kalt. An ihrem Festtag soll die Mutter keine Arbeit haben!

Was bedeutet es, das holprig vorgetragene Gedicht am Morgen, die Umarmung, der Kuss: „Alles gute zum Muttertag!“ Vielleicht auch noch eine Rose, ein Herz aus Kuchenteig? – All das zeigt: Die Mutter als Person kommt in den Blick. Sie wird gesehen. Muttertag – dadurch, dass dieser eine Tag im Jahr von allen anderen herausgehoben ist, haben wir plötzlich Augen für jemanden, der ständig um uns ist. Wir lernen sehen und achten, was sonst selbstverständlich ist. Muttertag lässt uns das Besondere im Alltäglichen erkennen.

Und genau das erleben wir auch in diesem Gottesdienst. Liebevoll wendet Gott sich uns zu. Er sieht uns an. Nicht vorschnell, flüchtig, sondern in der Tiefe unseres Seins nimmt Gott uns wahr. Als Menschen. Als wunderbare Wesen. Als seine Ebenbilder. Mit Ehre und Hoheit gekrönt, so heißt es im Psalm 8.

Gott hat Augen für uns. Er sieht uns. Er erforscht uns und kennt uns. Er versteht unsere Gedanken von ferne. (Psalm 139) Gott, davon bin ich zutiefst überzeugt, achtet, was wir Menschen tun und leisten. Gott vollendet, was bei uns Stückwerk bleibt. Er vergibt, ganz so wie eine Mutter, gütig und mit weitem Herzen, wo wir Schuldig werden und aneinander scheitern. Gott sieht unseren Wert auch da, wo wir uns wertlos und überflüssig fühlen.

Doch Gott schenkt uns keine Rose, die blüht, die welkt, die trocknet und vergeht. Gott schenkt uns seinen lebendigen Sohn! In ihm bringt Gott uns seine bedingungslose und unerschütterliche Liebe entgegenen.

Gott sieht uns nicht nur für einen Tag. Gott nimmt unser ganzes Leben in den Blick!

Aber was bedeutet das überhaupt, sichtbar zu werden?

Sichtbar werden, das bedeutet für mich zu aller erst:

Wie sehe ich mich eigentlich selbst?

Bin ich das, was ich kann? Steckt mehr in mir, als ich zeige? Bin ich zufrieden mit dem Menschen, der tag täglich meinen Namen trägt und der Welt mein Gesicht entgegen hält? Und da kommen die anderen ins Spiel. Niemand von uns lebt aus sich selbst heraus. Niemand lebt abgeschieden und allein. Wir sind verbunden mit den Menschen um uns herum: mit Müttern, Vätern, Ehegatten, Verwandtschaft, Freunden, Kollegen, Nachbarn,

Menschen, die einen halt so kennen, die wissen (vielleicht auch nur vermeintlich) wer man ist.

Und wie sehen mich diese Menschen um mich herum? Wie sehen mich die andern? Decken sich Selbst- und Fremdwahrnehmung? Sehne ich mich nach Lob und Anerkennung oder ist mein Selbstbewusstsein stark genug, dass ich frei und unabhängig vom Urteil anderer meinen Weg gehe und meine Ziele verfolge?

Und wie ist das nun mit dem Sichtbar werden vor Gott? Wie sieht mich Gott?

Der Apostel Paulus schreibt im Korintherbrief (1 Kor 13,12): „Ich werde erkennen, wie ich erkannt bin.“

Gott nimmt mich als Ganzes wahr, als Person mit Wünschen, Ängsten, Sehnsüchten, Hoffnungen, Träumen, mit Leistung und Versagen, mit Scheitern und Gelingen. Gott erkennt mich mit allen Facetten, die zu meinem Wesen und zu meiner Persönlichkeit dazugehören.

In Gott finde ich Bestärkung, Ruhe, Kraft, Schutz, Mut, Antrieb und auch Anerkennung. Vielleicht kann man sagen: in der Art und Weise, wie Gott auf uns Menschen blickt, kommt seine mütterliche Seite zum Ausdruck.

Gott spricht: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ (Jes 66,13)

Gott spricht: „Kann eine Frau ihr Kind vergessen? ... Und wenn sie es vergäße, so will ich deiner doch nicht vergessen.“ (Jes 49,15)

Menschen beschreiben Gott: Wie eine Mutter lernt er den Menschen das Laufen. Er nimmt sie auf seine Arme. Bei ihm finden wir Zuflucht. Auf schweren Wegen trägt uns Gott liebevoll und sicher wie eine Adlermutter ihre Kinder auf Flügeln trägt.

So nehmen Menschen Gott wahr.

In der Taufe sind wir alle durch Jesus Christus zu Kindern Gottes geworden. Heute sind wir also beides: Erwachsene und Kinder zugleich.

Doch das eigene Kind sein ist uns fremd geworden. In unserem Alltag haben wir die Perspektive gewechselt. Wir sind zu denjenigen geworden, die die Kinder auf die Welt bringen, die sich um sie kümmern, die ermutigend trösten und liebend Grenzen setzen. Wir sind diejenigen, die Verantwortung tragen, die ihren Mann stehen müssen.

Und doch erinnert uns Jesus immer wieder, dass wir Kinder sind und bleiben, trotz der vielen Jahre, die seit unserer Geburt vergangenen sind, trotz der Lebensweisheit, die wir gesammelt haben, trotz der harten Schale, die wir uns zugelegt haben.

Das ist Gottes Blick auf uns.

Intim und vertrauensvoll, eben wie die Beziehung zwischen Eltern und (den noch kleinen) Kindern, soll unser Verhältnis zu Gott sein. So jedenfalls stellt Jesus es uns vor Augen, wenn er gegenüber seinen Jüngern immer wieder betont, dass sie werden sollen wie die Kinder. Für Jesus sind die Kinder unsere großen Vorbilder im Glauben. Und er will uns zurückführen in unsere Kindheit, uns einladen als Mütter und Väter zugleich auch Kind zu sein.

Die Psychologie lehrt uns wie wichtig es ist, dass Kinder eine liebevolle Beziehung zu ihren Eltern haben. Was in den ersten Lebensmonaten und Jahren wächst, nennen sie „Urvertrauen“, aus dem heraus das Kind sich entwickeln und entfalten kann. Das Urvertrauen der Kindheit gibt später die Kraft und das Selbstbewusstsein eigenständig

und verantwortungsvoll zu handeln. Nur wer als Kind spürt, dass andere ihn lieben, dass er gut ist, auch wenn nicht immer alles auf Anhieb klappt, wer als Kind Bestärkung und Unterstützung erfahren hat, der kann diese Liebe weiter geben und in seinem Alltag leben.

Mit unserer Beziehung zu Gott ist es genauso, nur dass wir bei ihm lebenslang Kinder bleiben dürfen.

Im Kinderevangelium, welches bei der Taufe vorgelesen wird, sagt Jesus: „Lasst die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht.. Wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.“ Und in der heutigen Evangeliumslesung haben wir gehört, wie Jesus davon spricht, dass Gott den Unmündigen das Reich Gottes gezeigt hat. (Mt 11,25)

Was hat es mit dieser starken Betonung Jesu auf das Kind sein auf sich?

Kinder sind uneingeschränkt bedürftig, fordernd und egoistisch. Wir erleben Kinder oft als anstrengend. Kinder können uns an unsere Grenzen bringen. (So waren wir selbst übrigens auch.) Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, lieben wir unsere Kinder. Genau davon spricht Jesus. Unsere kindlichen Seiten dürfen vor Gott kommen. Das, was wir sonst verstecken wollen oder müssen, spielt bei Gott eine Rolle. Denn bei Gott geht es nicht darum, was von uns erwartet wird, sondern um das, was wir brauchen, um das, was uns auf der Seele liegt, um das, was unser tiefstes Inneres will und braucht.

Jesus Christus ruft uns zu: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ (Mt 11,28)

Jesus will in unserem Leben eine Rolle spielen, so wie es Eltern für ihre Kinder tun. Uneingeschränkt und vorbehaltlos. Jesus ist kein ethisches Vorbild oder eine toller Mensch, an den wir uns ab und zu erinnern. In ihm wirkt der lebendige Gott und er zeigt uns, dass wir keine verwaisten, allein gelassenen, auf sich selbst gestellten Kinder sind. Unsere Beziehung zu Gott ist in Jesus Christus lebendig. Denn Jesus Christus ist nicht tot und der Erinnerung und dem Vergessen ausgesetzt. Jesus Christus ist die liebende Zuwendung Gottes zu uns Menschen. ER ist für uns da – so wie eine gute Mutter. ER ist unser lebendiger Draht zu Gott. Am vergangenen Sonntag, bei der Jubelkonfirmation, habe ich Jesus Christus als die Kraftquelle, die Batterie beschrieben, die uns mit Energie versorgt und als Menschen zum leuchten bringt.

Als Erwachsene werden wir beurteilt und wir urteilen selbst über uns. Unsere Schwächen verstecken wir (vor andern genauso wie vor uns selbst). Und unsere Stärken stellen wir zur Schau.

Von Jesus halten wir Christen ein anderes Bild vor Augen: nicht stark, nicht mächtig, nicht erhaben, sondern mit ausgebreiteten Armen, leidend am Kreuz. Dieser Anblick Jesu, den uns auch unser Neukirchner Altarbild zeigt, öffnet uns die Augen für unsere eigene Bedürftigkeit. Nein, wir sind nicht anders als Kinder. Genau wie sie brauchen wir Zuwendung; jemanden, der uns Mut macht, der uns tröstet, der sich liebevoll um unsere Wunden kümmert, der uns lachend an der Hand nimmt und mit uns die nächsten Schritte geht.

Auch wenn wir selbst stark sein und am liebsten vor anderen glänzen wollen, stehen wir doch hilflos und angewiesen vor Gott, so wie Jesus am Kreuz. Das darf so sein!

Kinder empfinden sich in ihrer Bedürftigkeit nicht als defizitär, als unzulänglich. Es ist ihnen nicht peinlich oder unangenehm, wenn andere für sie da sind, wenn andere sich um sie kümmern, wenn andere für sie sorgen, wenn andere sie trösten, bestärken und ihnen helfen. Vielmehr nehmen sie egoistisch alles von ihren Eltern, was sie nur kriegen können. Bei Gott dürfen wir Mütter und Väter so sein. Stark und Schach; Erwachsen und Unmündig; Eltern und Kinder zugleich. Dass wir Gott in die Pflicht nehmen um bei ihm aus dem Vollen zu schöpfen, das können wir von den Kindern lernen.

Darum:

Lieber Gott,  
Ich weiß genau, dass ich dich mag  
und nicht nur heute an diesem Tag.  
Denn täglich kommt mir in den Sinn,  
dass ich mit dir so glücklich bin.  
Du magst mich auch und nimmst mich so,  
grad wie ich bin, das macht mich froh!

Amen.